Aufsuchende Solidaritätsarbeit

Autor(en): **Hui, Matthias**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **110 (2016)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-632301

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Matthias Hui

Aufsuchende Solidaritätsarbeit

Aufsuchende Sozialarbeit: Ab den achtziger Jahren ist sie zum Programm geworden. Für besseres Leben im öffentlichen Raum. Für die gesellschaftliche Teilhabe und die Selbstbestimmung von Gruppen, die von Ausgrenzung betroffen sind. Problematisch wird aufsuchende Sozialarbeit von Profis dann, wenn sie nicht mehr parteilich und vertraulich geschieht, sondern zur Durchsetzung von Recht und Ordnung beitragen soll.

Nicht warten, bis die Leute kommen, sondern zu ihnen hingehen, ins Offene und Prekäre, dorthin, wo Menschen leben, kämpfen, scheitern, Grenzen überwinden, stranden: Das ist seit dem vergangenen Jahr auch zur Haltung vieler EuropäerInnen gegenüber Menschen auf der Flucht geworden. Sie allerdings, sichtbar mehr Frauen als Männer, arbeiten freiwillig, ehrenamtlich – und ohne politische Kompromisse. Sie organisieren sich in spontanen Gruppen oder bauen Netzwerke auf wie *Open Eyes Balkanroute, Stand up for Refugees, Watch the Med Alarmphone, #safepassage.*

Aufsuchende Solidaritätsarbeit: So könnte diese neue Haltung des Protests gegen tödliche Grenzregime und der unmittelbaren Menschlichkeit genannt werden. Öffentliche Care-Arbeit. Frauen und Männer – einheimische, geflüchtete und solche irgendwo aus Mitteleuropa – kochen auf den griechischen Inseln Essen für Tausende. Menschen bekommen Nahrung, Rat, Vernetzung, Mut. Bis ein nächster repressiver Schub der völlig aus dem Lot geratenen Politik Geflüchtete in Lager einpfercht oder irgendwohin zurückschafft. Aber: von Menschen vor Ort scharf beobachtet, rapportiert, analysiert, kritisiert.

Geflüchtete aufsuchen, Grenzen zwischen ihnen und Ansässigen öffnen: In Berlin tut dies das Museum für Islamische Kunst. MitarbeiterInnen bilden SyrerInnen und IrakerInnen im Wartezustand zu Museums-Guides aus. Diese führen dann wiederum für andere Museumsführungen auf Arabisch durch. Wohin die Reise führt, ist für das Museum offen: «Durch die Erfahrung der Wertschätzung, welche den Kulturgütern aus der alten syrischen und irakischen Heimat seitens der Museen entgegengebracht wird, erhoffen wir uns eine positive Festigung des Selbstwertgefühls und ein sich selbstbewusst-konstruktives Einbringen der Geflüchteten in unserer Gesellschaft.» Vom Museumsdirektor bis zur syrischen Lehrerin mit ihrer neuen Aufgabe als Museumsführerin sind alle begeistert. Das einander Aufsuchen wird gegenseitig und kann zu weit reichenden biografischen, beruflichen, politischen Konsequenzen führen.

Prekäre Migration und risikoreiche Flucht sehr vieler Menschen wird Europa auf unabsehbare Zeit hinaus prägen. Der Ausgang des Ringens um Menschlichkeit und menschenrechtliche Grösse, etwa der EU, ist offen. Aufsuchende Solidarität – sie könnte wegweisend sein: Direkte Information statt mediale Einförmigkeit. Ungeschminkte persönliche Begegnung als Befreiung aus der Sterilität virtueller Kommunikation. Kollektive Gestaltung grenzüberschreitender und lokaler Politik in Zeiten von zunehmender Fragmentierung, Rassismus und Nationalismus. Glücksmomente am Esstisch, im Museum. ●

«Die Eingeborenen sind Menschen wie wir, sie haben dieselben Empfindungen wie Regungen, aber um im Bilde des Biologen zu bleiben, die Farbigen sind Zottelponies, nette Tierchen und gut zu grober Arbeit, wir aber sind das durch lange Zucht hochentwickelte Pferd edelster Rasse.»
(Dr. Graf v. Pfeil, Deutsche Kolonialzeitung 1908)

Fatima Moumouni

«back to your roots»

Es geht in diesem Text um Afrika. Das finde ich sehr passend. Gerade zum Thema Suffizienz. Also ihr wisst schon. Weil wir uns gegenseitig auf eine Art helfen, die Suffizienz fast schon überflüssig macht. Ich rede in der Schweiz ja gern über Kolonialismus. In der Schweiz denkt man immer, dass man nichts damit zu tun hat.

Afrika!
Das Land der Rythmen und Tänze.
Des heissen Bluts.
Des trockenen Klimas.
Das Land der Farben.
Das Land der Löwen.
Das Land der grossen Penisse.
Die Giraffe. Der Elefant. Der Affenbrotbaum.
Unendlicher Reichtum! Rohstoffe. Ein Land zerrüttet von Clankriegen!
Hunger. Ebola. Aids.
Zum Glück gibt es Volunteers, die sich aufopfernd auf den schwarzen Kontinent wagen. Wagen, um zu helfen.
Ooooh, ein Lobgesang auf Helfer.
Ein Gospellobgesang!
Auf das Helfersyndrom.
Denn ohne. Wäre Afrika.
Nicht Afrika.

Oh Europa (Schweiz mit inbegriffen), was hast du mir über Afrika erzählt...
Dass man in Afrika arm ist,
dass man Afrika mit einem langen Aaa aussprechen muss,
denn das ist exotisch.
Und Afrika ist exotisch,
denn da wohnen Neger,
und Neger hiesse nichts anderes als schwarz.
Und schwarz ist auch ein bisschen primitiv.
Aber wir, wir helfen denen,
denn die sind primitiv.
Denn die sind primitiv,
bleibt ein ewiges Mantra.

Die leben in Hütten da drüben,
die leben den Rythmus da drüben
und im Kongo spielt man Bongo,
man trägt nen Bastrock,
und das Wetter ist krass trocken,
alle machen Vodoo,
die Stämme heissen Zulu.
«Hallo» das heisst «jambo»
– «gibt es da Bambus?»
Nein, das war Asien.

Afrika? Ist Safari,
ist Massai.
Das ist Clankrieg,
ist Chaos, ist wild.
Ein bunt-trauriges Bild,
kein Futter, kein Wasser,
aber Hakunamatata.

Einmal fragte mich ein dicker älterer Mann mit Schnauzbart, wo ich denn herkäme. Er hörte gar nicht hin und erzählte mir dann, er sei auch mal auf dem Kilimanjaro gewesen. Er ging davon aus, ich käme aus Afrika. Und der Kilimanjaro ist ja auch in Afrika.

Illustration: Malangatana Valente Ngwenya, Moçambique, aus: «Die Fledermaus und der Himmel», SJW 1779, 1987.

Dann erzählte er mir von dem einen Moment, an dem er sich gefühlt hatte, wie ich: in der Bronx. Er kannte da einen Schwarzen (beliebigen Dialekt bitte einfügen beim Lesen des folgenden Zitats): «De John. Oliever Gott, des war en Schrank von nem Mann. Und alles Schwarze um mich herum, a bissl Angst hab ich schon ghabt. Zum Glück war ich mit dem John befreundet, der hat mich vor den anderen Schwarze beschützt.»

Und dann erzählte er mir, dass er auch eine Freundin gehabt habe, als er auf Safari in Kenia gewesen sei. Bildhübsch sei sie gewesen, wie ich. Eine richtige Massaibraut, wie ich. Und Brüste wie Kokosnüsse. «Ich mag das ja, das Wilde, das ursprüngliche Natürliche – raaaw.»

Dann erzählte er mir noch stolz wie Oskar, wie er einmal ein paar Scheine in viele Münzen umgewandelt hätte und, als die Kinder zu ihm kamen und «Muzungu! Reicher weisser Mann» schrien, die Münzen in die Luft geworfen habe, und die Kinder hätten gekreischt und gelacht, glücklich seien sie gewesen, wie sonst kaum, im Geldregen und sie seien um ihn herumgekrochen, um das Geld aufzuheben.

«Ich mein, des waren umgerechnet vielleicht zwei Euro. Das is ja nix für mich, aber die ham sich gfreit, da fühlt ma sich halt dann gleich besser, wemmer denne so leicht helfe kann.»

Und dann erzählte er mir von den Tänzen und erzählte mir von den Farben, von der Korruption. Und dann vom Kilimanjaro, und dann, wie sehr ihn Afrika berührt hätte. Und dann, dass sein Lieblingslied «Africa» von *Toto* sei.

Ihr seht, es war ein sehr langes Gespräch, denn nachdem er mir seine fünf Erlebnisse geschildert hatte, die er in seinem erfahrenen Leben mit Schwarzen gehabt hatte, musste ich ihm natürlich

auch die paar Zusammentreffen mit Weissen erzählen, die ich in meinem Leben hatte.

Ich erzählte von Thomas zum Beispiel. Der mich so cool fand. Und sagte: «Du bist so cool, darf ich mal deine Haare anfassen?» Und wie er mir, als wir uns verabschiedeten, seine Faust hinstreckte und sagte «tschüss, Sister» und ich die Faust erwiderte, ich mein, für mich war ja nix, aber es hat trotzdem gut getan, ihm den Umgang mit Schwarzen so leicht zu machen und zu sehen, wie er sich freute.

Manchmal fühlt es sich an, als hätten alle Menschen um mich herum im Kindergarten dasselbe Kinderbuch über Afrika gelesen.

Guck! Das ... ist ein Elefant: Wie macht der Elefant?
– Töroooo!
Richtig! Und das ... ist ein Afrikaner! Wie macht der Afrikaner?
– Lulululululululluluulu!
Nein. Das waren die Indianer. Wie machen die Afrikaner?
– [schnalzen]
Richtig! Gut gemacht. Und jetzt, sprich mir nach:
Die armen beschnittenen Frauen,
die armen hungernden Kinder,
die armen schiessenden Kindersoldaten,
die armen aidskranken Männer,
die armen aidskranken Frauen,
die von ihren wilden Männern vergewaltigt wurden,
die armen Fledermäuse, die da gegessen werden,
das arme Afrika.
Und wir können uns glücklich schätzen, dass wir hier sind. Und nicht da.

Ich mein, ich mag das ja, das Wilde, Ursprüngliche, Natürliche, aber damit baut man halt auch keine Autos oder Pharmaindustrien auf. Ich mein, das ist schon auch Hochkultur, was wir hier haben, da kommen die vielleicht in ein paar Jahren erst noch hin.

Zum Autobauen braucht man Expertise! Knowhow! Präzision! Alle deutschen und noch vielmehr Schweizer Tugenden!

... und Rohstoffe.

Rohstoffe gibt es wiederum manchmal in Afrika.

Wir helfen denen, und dafür kriegen wir halt Rohstoffe.

Wir können damit ja auch umgehen.

Das ist ja das schöne an der freien Marktwirtschaft.

Man hilft sich gegenseitig!

Was mir Deutschland und die Schweiz nicht erzählt haben? Die Geschichte mit den Kolonien. Und die mit dem Waffenhandel. Und die mit der Politik. Wie war das nochmal genau?

Genau weiss ich das leider selber nicht, kam ja in der Schule nicht dran!

Einmal traf ich eine Oma. Es war Sommer. Es war heiss. Sie smalltalkte mit mir über das Wetter, wie das Omas so machen. Sie jammerte über die Hitze, schaute mich an und sagte:

«Aber Sie, Sie sind das ja sicher schon gewohnt, die Hitze nicht wahr?»

Ja. Ich bin die Hitze gewohnt.

Und auch das Bild von Afrika. ●

Fatima Moumouni ist unsere neue Kolumnistin. Wir freuen uns auf ihre Texte im Zweimonatsrhythmus – herzlich willkommen!

*Fatima Moumouni, *1992, war 2012 bayrische U20-Meisterin und deutschsprachige U20-Vizemeisterin im Poetry Slam. Sie schreibt schnelle, laute Texte, tritt damit seit fünf Jahren auf Bühnen im gesamten deutschsprachigen Raum auf und schwenkt seit vier Jahren einen Ausländerausweis in ihren Händen – sie wohnte seitdem nämlich im Aargau und neu in Zürich.*

fatimamoumouni.com